# Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 282. Bromberg, den 11. Dezember. 1934


# Spuk in der Heide.

**Roman von Fritz Gantzer.**



(12. Fortsetzung.) 

Eine entsetzliche Gleichgültigkeit hatte sich ihrer seit langem bemächtigt. Deutschland lag irgendwo in der Welt. Fern unerreichbar. Irgendwann war sie einmal ein kleines, braves Mädchen gewesen. Irgendwann die zwar leichtlebige, zu Extravaganzen neigende, aber im Grunde ihres Wesens doch nicht schlechte Frau eines aufrechten, treuen Mannes. Alles dahin — versunken. Unwiederbringlich. Verweht wie Spuren im losen Sande.

In wildem Fluge geisterte das alles an ihr vorüber, während sie, sinnlos vor Angst, von Scham geschüttelt, vor Lonsdown auf den Knien lag. Die Gleichgültigkeit langer Monate war einer tiefen, grenzenlosen Empörung gewichen und hatte sie zum Widerstande aufgepeitscht . . . Nein, und wenn er sie schlug, das würde sie nimmermehr tun! . . .

Aber der Mann kannte kein Erbarmen. Bis sie endlich, halb besinnungslos, seinem brutalen Willen nachgab.

In der nächsten Nacht versuchte sie, das Hotel zu verlassen. Die Themse floß nicht weit entfernt. Die würde ihre Scham und ihre Schande aufnehmen und versenken . . .

Lonsdowns Wachsamkeit vereitelte ihr Vorhaben. Er zwang sie am folgenden Tage zu einer zweiten Sitzung. Am Schlusse sagte der Maler, daß es ihm nun genüge . . .

Zwei Tage später meldete der Londoner Polizeibericht: „Im Westminster-Hotel wurde eine Frau Mary Bandley aus Liverpool tot aufgefunden. Anzeichen ließen auf Vergiftung schließen. Die Gründe zur Tat sind unbekannt. Ihr Gatte, mit dem sie seit einem Jahr in dem Hotel wohnte, ist spurlos verschwunden."

Ein grauer Himmel lag über grauem Meer. Fern, irgendwo war die deutsche Küste, das deutsche Land, die Heimat Anitas. —

*

Frühsommer im deutschen Lande! Ein froher, lachender Klang von Grün und Sonne, ein leuchtender Kranz aus jungem Korn und bunten Wiesenblumen, ein unnennbares, wundertiefes Sehnen nach Liebe in blauen, duftenden Vollmondnächten.

Im Harvestehuder Moor blühte das Wollgras in diesem Frühsommer wohl zum letzten Male, und Sumpfporst und Moosbeere würden auch keine neue Auferstehung feiern. Man ging seinem jahrhundertealten Dasein hart zu Leibe und schuf Neuland, das den alten Freunden des Moors keine Heimstatt mehr gewähren würde.

Seitab, im Halbschatten der den Moorstrich begleitenden Bodenwelle, zwischen dunklen Wacholderpyramiden und in grellgelbe Blütenfülle gehüllten Ginsterbüschen hatte ein halbes Dutzend Wohnbaracken seinen Platz gefunden. Eine Schar Kinder, braun- und blondköpfige Mädchen und Buben, etwa zehn an der Zahl, tollte um die Holzhäuser und kroch durch das Ginstergebüsch. Ein Schäferhund lag träge blinzelnd in der Sonne.

Drüben knasterte das Paternosterwerk eines Baggers in ruhelosem Auf und Ab, schöpfend und sich entleerend. Die Lokomotive einer Feldbahn schleppte in Kipploren Sand heran. Ihr Pfiff gellte wie ein Schrei voll Lebenslust und war wie ein Lachen über den sonnigen Tag.

Vor vier Wochen hatte es erfreulichen Anfang gegeben. Fünfzehn alte Frontkämpfer, teilweise mit ihren Familien, waren dem Werberuf Treutlins gefolgt. Von der Wasserkante ein paar, aus Thüringen, aus der Mark, aus der Heide selbst die anderen. Alle von Schaffensfreude erfüllt, alle voll Dankbarkeit, vor eine neue Lebensaufgabe gestellt zu sein.

Man wollte vorläufig den westlichen, weniger breiten Teil des Moores in Siedlungsland umgestalten und dabei Erfahrungen sammeln. Würde das Unternehmen von Erfolg begleitet sein, so sollte im Laufe der nächsten Jahre das breit nach Süden und Norden greifende größere Stück in Angriff genommen werden. Zur Bewältigung der vorgesehenen Fläche würde die Zahl der vorhandenen Siedlungsleute genügen, so daß vorab keine weiteren Anwerbungen nötig waren.

Heinrich Treutlin war der bescheidene Anfang durchaus recht. Das Siedlungsproblem war noch zu wenig praktisch erprobt, um ihm in jeder Beziehung gerecht werden zu können. Und wenn man noch in den Kinderschuhen steckt, darf man nicht so unvernünftig sein, Wasserstiefel anziehen zu wollen.

. . . Wasserstiefel trug Treutlin trotzdem . . . derbe, feste, gut geschmierte bis zum Knie reichende. Denn er stand da draußen bei seinen fünfzehn Mann nicht manchmal ein bißchen zum Zeitvertreib oder als der Herr Aufsichtsrat, sondern er trat mit an, war gemeiner Mann, Sturmtruppler, Pionier. In der Frühe marschierte er mit geschulterter Schippe auf seinen Platz, und im Dämmerschein kehrte er heim. Ehrlich müde, von seinem Tagewerk befriedigt, froh des Kommenden wartend. Er fühlte sich verjüngt, er sah dem Leben als einer Lust in die strahlenden Augen. Vieles war vergessen, manches unbewußt im Versinken. Versunken schon längst die Verbitterung, der Haß gegen das weibliche Geschlecht.

Den ersten Anlaß hatte Antje Düllingsen gegeben. Die Einwirkung, die von ihr ausgegangen war, hatte dem freundlichen, warmen Lächeln erster Frühlingssonne geglichen, das die Erde erschauern und von neuem Leben träumen läßt.

Und dann Brigitte von Gagern. Ja, wenn Treutlin an sie dachte, dann war immer etwas wie ein Zusammenzucken in seiner Seele, das einem Glücksempfinden glich und doch weh tat. Er dachte oft an sie. Er war im Geiste oft bei ihr. Seitdem die Siedler da waren, hatte sich noch ein Neues bei ihm eingestellt. Er mochte es nicht Neid nennen. Er wies dieses Gefühl weit von sich. Denn es würde doch häßlich sein, den Männern, die da mit ihm in der Erde wühlten und dem Moor die Herrschaft abrangen, den Besitz eines Weibes zu neiden. Aber es war schließlich nichts

anderes. Und wenn sie am Mittag oder am Abend zusammen ihren Behausungen zustrebten und Treutlin die Frauen wartend vor den Baracken stehen sah, ihre Männer erwartend, und er dann mit Karl den Weg bis zum Hause fortsetzte, flog ihm immer der Gedanke zu: Dich, uns erwartet niemand. Wir sind Einsame und Verlassene. Und wie es wohl sein müßte, wenn wir in unserem Hause ein Weib wüßten. Jeder von uns sein Weib. Mitlebend, für uns lebend, ganz das unsere.

Er verschloß sich Karl mit diesen Regungen. Er hielt sie, wie in Scheu verbergend, geheim als sein Eigenstes. Ja, er war sogar so unehrlich, Karl mit einer bissigen Entgegnung zu kommen, als der ähnlichen Empfindungen Ausdruck gab.

„Herr Major, wäre es nicht schön, wenn wir nun auch unser Essen fertig vorfänden?" fragte dieser an einem Abend, als sie die Baracken ein Stück hinter sich gelassen hatten.

Treutlin horchte auf, hatte das Gefühl, sich in seinen geheimsten Regungen ertappt zu wissen und sagte: „Ja, wenn dir unsere Junggesellenwirtschaft nicht mehr paßt, dann mußt du heiraten, mein Sohn . . . Möchtest du etwa heiraten?"

Karl fühlte ein heißes Erschrecken, als sei er ein heimlich Überfallener. Die Rede verschlug ihm. Antjes Bild stieg leuchtend in ihm auf. Ein Lächeln im Gesicht. Ein süßes, verheißendes Lächeln.

„Aha, also du willst heiraten?" hörte er Treutlin sagen. Etwas höhnisch schien es ihm zu klingen. Und das begleitende Lachen hatte auch einen kleinen Beiklang von Hohn. „Und wenn ich fragen darf, wer wird die Glückliche sein, Herr Kandidat?"

Karl zwang seine Stimme frei. Warf den Spaten auf die andere Schulter und sagte herrisch, fast grob: „Ich denke natürlich nicht daran."

„So, denkst nicht daran?"

„Nein . . . Ich meinte nur . . . es wäre doch schön . . . Und Herr Major, wirklich, ich wüßte nicht . . . aber . . ."

„Aber wir verstottern uns, Lieber . . . Das Heiraten muß eine konfuse Sache sein. Reden wir also nicht mehr davon. — Amen!"

*

Das Wetter ballte sich drohend zusammen. Es stand auf Hamsbüttel zu. Ein heißer Wind dieselte hoch, riß von dem ausgedörrten Heideweg Staub mit sich und pfiff mißliebig. Die Birken rauschten, als kämen wispernde menschliche Stimmen aus ihrem Laubmantel. Und in den schwarzen Säulen der Wacholder klagte er stöhnend. Vögel schossen im duckenden Fluge ins Kraut, das in wellige Bewegung geriet.

„Es kommt!" sagten die Leute im Moor.

Das Paternosterwerk erstarrte zur Ruhe. Der Maschinist stellte den Dampf der Lokomotive ab, griff zu seiner Jacke, die den ganzen heißen Julitag über an dem Haken neben dem seitlichen Ausguck gehangen hatte, und setzte die Mütze auf.

„Wir müssen uns sputen", sagten die anderen, „sonst faßt es uns."

Sie strichen die Spaten ab, fuhren sich über die schweißtriefende Stirn und suchten mit ihren Blicken das schwarze Ungeheuer, die Wolkenwand, die rasend schnell höher kroch und schweflige Blitze spie. Man rannte zuletzt, sich gegen den Sturm anstemmend, der an den Kleidern zerrte und den Atem versetzte.

Treutlin und Karl hasteten als die letzten unter freiem Himmel dem Hause zu. Sie achteten nicht darauf, daß ihnen jemand folgte. Erst als sie beim Niederprasseln des beginnenden Regenstromes ins Haus sprangen und sich umwandten, sahen sie, daß noch jemand hinter ihnen war. Karl erkannte die vom Halbdunkel eingehüllte Gestalt zuerst.

„Mein Gott, der Herr Oberleutnant!" schrie er aus. So in Bestürzung, Entsetzen fast geformt, als käme da jemand, der dem Grabe entstiegen sei.

Treutlin, schon mitten im Flur stehend, fuhr herum.

„Wirklich Sie, Gagern?"

Er griff ihn an beiden Händen und zog ihn aus dem strömenden Regen ins Haus.

Gagern taumelte gleich einem gehetzten, erschöpften Tier ins Trockene, Treutlins Hände wie ein Ertrinkender umklammernd. Der Sturm stieß mit wüster Faust nach, jaulte in die Ecken hinein und warf prasselnd eine Regenflut auf die Dielen. Ein greller, funkelnder Blitz blendete und krachender Donnerschlag knatterte.

Karl schlug die Tür zu. Draußen ging eine Sintflut nieder. Es war fast dunkel im Hause.

„Es kam früher, als ich glaubte", sagte Gagern, als er Treutlin im Vorderzimmer gegenübersaß, atmete in kurzen Stößen und trocknete die von Schweißperlen übersäte Stirn. „Fast wäre ich noch zuguterletzt in die Irre gegangen, wenn mich nicht das Pfeifen Ihrer Lokomotive orientiert hätte . . . Eine niederträchtige Gegend, diese Heide."

Er sprach hastig und fahrig. Treutlin hatte den Eindruck, daß er nur redete um Zeit zu gewinnen, daß er die Mitteilungen über den Zweck seines Besuches hinausschieben wollte. Es würde sich sicher um Dinge von Wichtigkeit handeln, die ihn hergeführt hatten, denn ohne zwingenden Grund würde er nicht gekommen sein.

Jedesmal, wenn ein Blitz aufflammte, sah Treutlin das Gesicht seines Besuchers in scharfer Beleuchtung. Es schien wie zerwühlt, zeugte von einer tiefgehenden, seelischen Erregung. Die Lippen waren herb geschlossen, eine unsägliche Verbitterung zeichnete tiefe Linien, die von den Mundwinkeln abwärts liefen. Der zurückgebeugte Kopf lag wie haltsuchend gegen die scharfe Kante der Bibliothek gepreßt.

Treutlin wußte sich nicht länger fähig, das schon Minuten währende Schweigen zu ertragen. Er fühlte seine Nerven bis zum Äußersten belastet. Und da er außerdem das Gefühl hatte, Gagern wartete auf sein Entgegenkommen, sagte er:

„Verzeihen Sie, Gagern, aber ich bin von Ihrem Besuche überrascht. Ich habe eigentlich nie daran gedacht, Sie jemals bei mir zu sehen."

Gagern beugte sich langsam vor.

„Daß weiß ich, Herr von Treutlin. Und daher hat mich auch der Gang zu Ihnen eine ungeheure Überwindung gekostet . . . Aber bevor ich Ihnen Erklärungen abgebe, möchte ich Sie um etwas bitten. Wenn es möglich ist, zünden Sie die Lampe oder wenigstens ein Licht an. Ich bin nicht mehr imstande, diese Flammenüberfälle der Blitze zu ertragen . . . Sie reißen an meinen Nerven und nehmen mir die Möglichkeit, vernünftig mit Ihnen zu reden."

„Das Wetter wird gleich vorüber sein, und in fünf Minuten sehen wir die Abendsonne am Horizont . . . aber ich will Ihren Wunsch trotzdem gern erfüllen."

Treutlin ging kopfschüttelnd in das Hinterzimmer und kehrte mit der brennenden Lampe zurück.

„So", sagte er. „Ist es nun gut?" Er sprach, als rede er zu einem eigensinnigen Kinde, dem man seinen Willen tut, um endlich Ruhe zu haben.

„Ich danke Ihnen", sagte Gagern und atmete tief.

Das fahle Lampenlicht wirkte in der schnell wiederkehrenden Helligkeit grotesk.

„Albern ist es", dachte Treutlin. „Gagern scheint mir nicht mehr normal." Er fühlte sich versucht, die Lampe wieder zu löschen. In seinem Gesicht eine Art Abwehr zum Ausdruck bringend, lehnte er sich mit über die Brust gekreuzten Armen gegen den Türpfosten und starrte Gagern an.

Der quälte sich nach einem kurzen, letzten Zögern einen Anfang zurecht, redete von peinlichen Begebenheiten und unangenehmen Folgen, streifte aber an Tatsachen immer noch vorüber.

Schließlich unterbrach ihn Treutlin:

„Verzeihung, Gagern, aber so kommen wir nicht weiter. Sie müssen mir endlich etwas Bestimmtes sagen."

Gagern gab sich einen Ruck und erhob sich. Stellte die Beine breit und warf die Hände auf den Rücken.

„Allerdings muß ich das. Will es nun auch. Denn das Vorbeireden hat wirklich keinen Zweck. Ich will es ganz knapp fassen, um Sie nicht länger zu langweilen. Ich bin in Umsturzpläne verwickelt, denen man auf der Spur ist. Man hat in meiner Abwesenheit eine Haussuchung bei mir gehalten und Schriftstücke und Zeichnungen, die mich kompromittieren, beschlagnahmt. Ich bin überzeugt, daß der Haftbefehl gegen mich bereits verfügt ist . . ."

(Fortsetzung folgt.)

# Der Atem Gottes.

Eine Adventserzählung von D. Friedrich.

Der Mann, der diese Geschichte erzählte, ist jetzt ein hochangesehenes Mitglied der Gesellschaft in einer kleinen, meistens von deutschen Menschen bewohnten Stadt in Südamerika. Er hat ein großes Geschäft und wird den jungen Leuten als ein Vorbild hingestellt, sowohl was seine geschäftlichen Methoden als auch seinen persönlichen Lebenswandel betrifft.

Er erzählte mir die Geschichte, die das bunte Bild seines Lebens enthüllt, als wir einmal kurz vor Weihnachten auf der Überfahrt waren. In den Kabinen war es wohlig und warm, draußen aber stürmte es, so daß man nur selten an Deck sein konnte.

„Das ist so die rechte Adventszeit", sagte ich, „der Sturm vor dem Frieden."

Er sah mich an und nickte dann langsam.

„Das haben Sie hübsch gesagt. Sturm vor dem Frieden. Ja, das ist wohl die beste Bezeichnung dieser Zeit. Ich habe es auch erlebt, und es war, als wenn damals der Atem Gottes über mich strich und mich zurückriß vom gefährlichen Beginnen."

Seine etwas salbungsvollen Worte kamen mir sonderbar vor. Sie paßten nicht ganz zu seinem Aussehen, denn er war ein Riese von Gestalt, ein Kerl, der Bäume ausreißen konnte.

„Sind Sie Geistlicher?" fragte ich.

„Nein," antwortete er, „man muß nicht Geistlicher sein, um den Atem Gottes zu spüren. Man muß dazu gelitten und gehungert haben, muß einmal alle Wünsche zu Grabe getragen und ein Mensch ohne Neigung gewesen sein. Man muß am Rande der Welt gestanden haben."

Ich wurde nicht ganz klar aus ihm und bat ihn, mir die Geschichte, auf die er scheinbar anspielte, zu erzählen.

„Nun gut", meinte er", in dieser Nacht kann es sein."

Er warf noch einen Blick durch das Kabinenfenster, dann begann er. „Es ist sehr lange her, da war ich aus der Lust am Abenteuer aus Deutschland ausgewandert und mit einem riesenhaften Transporter als Kohlenjunge und Helfer — Moses nennen die Seeleute ein solches Mädchen für alles — nach Übersee gekommen, in der Hoffnung, daß hier die gebratenen Tauben dem Wagemutigen nur so in den Mund fliegen. Nun, diese Hoffnung täuschte gründlich. Es war nicht nur nichts mit den gebratenen Tauben, sondern selbst das trockene Brot wollte verdient sein.

Ich fand eine Stellung als Putzer bei einem Brasilianer. Aber damals schon hatte ich Feinde. Der Diener meines Brotherrn verleumdete mich und ich flog völlig mittellos auf die Straße.

Wissen Sie, junger Mann, es ist etwas anderes, ob man in der Heimat Hunger leidet oder in der Fremde. Dort bleibt einem die Hoffnung, man ist zu Hause, in der fremden Welt aber kommt zum Hunger das Heimweh. Ich habe manche Nacht frierend in Parks zugebracht, aber ich habe Hunger und Kälte nicht gemerkt vor dem qualvollen Gefühl der Sehnsucht nach deutscher Erde. Noch einmal hatte ich Glück. Ich fand eine neue Stellung. Aber die Halbbrasilianer, deren Großväter noch in Ketten gingen, haßten mich. Ich trug trotz allem den Kopf aufrecht. Sie sabotierten meine Arbeit, und einer der Meister verklagte mich beim Chef. Der hatte bei seinem Betrieb nicht viel Zeit, nach Recht oder Unrecht zu fragen. Die Aussage seines Meisters mußte ihm genügen. Ich flog wieder auf die Straße. Damals schon revoltierte mein ganzes Ich gegen die Menschheit. In diesem Augenblick hätte ich morden können.

In der Stadt hielt es mich nicht mehr, ich ging auf Wanderschaft. Heimlich versteckte ich mich in Zügen und kam herunter nach Catharina. Die Fahrt hatte meine Kleidung ganz verändert. Lumpen hingen an meinem Körper.

Ich bettelte mich durch das Land. Und dann entschloß ich mich, mir das zu nehmen, was mir ein nach meiner Meinung ungerechtes Geschick vorenthalten hatte. Ein Landstreicher hatte mir eine alte Pistole geschenkt, und die trug ich wie einen Schatz bei mir,

Ich weiß nicht, ob Sie das Gefühl kennen, das einen Menschen beherrscht, der glaubt, mit der Welt abgeschlossen zu haben? Ihm ist alles gleich, und der Grundton seines Charakters schweigt, wird übertönt von den Einflüsterungen, die ihm der Augenblick eingibt.

Ich wollte mir mit Gewalt Geld verschaffen.

Eines Tages kam ich in eine kleine Ansiedlung. Um keinen Verdacht auf mich zu lenken, hielt ich mich während des ganzen Tages in dem Grenzwalde verborgen. Es war kalt, denn noch wenige Wochen fehlten bis Weihnachten. Noch heute weiß ich, warum ich damals hätte einen Mord begehen können: mir fehlte die Behaglichkeit des deutschen Familienlebens, mir fehlte die linde Hand der Mutter oder der Schwester, mir fehlte das mitfühlende Herz einer Frau, mir fehlte Liebe.

Ich biß im Walde die Zähne zusammen und wollte nicht sentimental sein, denn Tränen paßten nicht für einen Räuber. Am Abend schlich ich in das Dorf. In einem Hause war noch Licht. Das Haus sah gut aus, und die Leute, die da drinnen wohnten, hatten sicher zu leben. Dieses Haus sollte mein Opfer werden. Vorsichtig ging ich herum, alles war still. Die Gartenpforte war nur angelehnt. Ich schlich mich in den Garten. Dann gelangte ich ins Haus, und sonderbar, die Tür zum Haus war auch nur angelehnt. Mein Herz begann wild zu schlagen. Ich stand im Korridor, und dann öffnete ich mit einem Ruck die Tür.

Wie gebannt blieb ich stehen, überwältigt von dem Bilde, das sich mir bot. Da stand ein Mädchen im Zimmer, mir ist, als sähe ich es heute — blond und groß, sah mich einen Augenblick an und sagte dann:

„Gott sei Dank, daß Sie hierhergekommen sind, ich hatte schon solche Angst."

Sie sah den Revolver in meiner Hand.

„Sie sind oben", flüsterte sie.

Ich stand immer noch wie gebannt, sah nur in dieses Gesicht, das wunderschön war.

„Wer ist oben?" wagte ich zu fragen.

„Einbrecher, ich habe nach der Polizei telephoniert, aber die Verbindung ist gestört. Ich bin doch ganz allein im Hause. Das Fräulein von der Posthilfsstelle hat mir versprochen, irgend jemand zu schicken, ich sehe, sie hat Wort gehalten."

Mir war schwindlig. Als Verbrecher war ich in dieses Haus gekommen, und nun plötzlich wehte mich der Atem Gottes an — ich wurde zum Beschützer und Hüter des Gesetzes. So plötzlich ging diese Wandlung mit mir vor, daß ich gleich ganz in die neue Rolle trat und mit festem Schritt nach oben ging.

Sie zeigte mir das Zimmer, in dem die Einbrecher waren.

Ich stieß die Tür auf und brüllte so laut ich konnte: „Hände hoch!"

In der nächsten Sekunde sank ich um. Einer von den Verbrechern hatte geschossen und zwei Kugeln steckten in meiner Schulter.

Später erfuhr ich, daß diese beiden Burschen flohen. Sie liefen der alarmierten Polizei direkt in die Arme.

Ich aber blieb in jenem Hause. Als schutzbefohlener Gast. Im Frieden eines glücklichen Lebens."

Der Erzähler schwieg eine Weile.

„Und wie ging es weiter? fragte ich.

„Es ist ein Roman", sagte er lächelnd, „ein Roman, wie man ihn lesen kann.

Das junge Mädchen pflegte mich aufopfernd, und als ihr Vater von einer Reise zurückkam, da war ich schon über dem Berg. Täglich kam der Arzt. Der Vater des Mädchens dankte mir, daß ich so mannhaft für ihn und sein Mädel eingetreten bin.

„Danken Sie mir nicht," sagte ich, „ich war schlecht."

Er wollte Näheres wissen, und da erzählte ich ihm die ganze Geschichte. Wie ich nicht mehr ein noch aus gewußt habe und wie ich mich entschlossen habe, sein Haus zu berauben. Wie mich der Anblick seiner Tochter zu Tränen rührte, und wie ich dann plötzlich zum Beschützer wurde.

„Nun können Sie mich aus dem Hause weisen."

Er aber lächelte.

„Sie müssen schlafen, mein Lieber. Sie sind noch nicht ganz auf der Höhe."

Ich habe geschlafen und bin aus diesem schönen Traum noch nicht erwacht. Ich habe das Mädel geheiratet und den alten Herrn beerbt. Und keiner weiß die Geschichte als meine Frau und mein Schwiegervater und ich. Nur Sie sind der Vierte."

„Warum ich?" fragte ich.

„Weil es Adventszeit ist“ sagte er, „und in dieser Zeit geht der Atem Gottes um.

Es ist spät geworden, junger Freund. Gute Nacht.“

Er erhob sich, reichte mir die Hand und ging.

Ich blieb zurück und sah durch das Fenster auf das dunkle ewige Meer. Auch mich hatte in diesem Augenblick der Atem Gottes erfaßt und über mich hinausgehoben zum ewigen Guten.

— — — — — — — — — — — — — — —

## Woher kommt der Adventskranz.

Diese Frage stellt und beantwortet Erich Vieham in der Zeitschrift „Atlantis“. Er schreibt dazu u. a.:

Gewissermaßen unter unseren Augen hat ein schöner, vorweihnachtlicher Brauch allgemeine Verbreitung gewonnen, der noch der Generation unserer Väter so gut wie unbekannt war: Am ersten Adventssonntag wird, wie man weiß, ein aus Tannengrün geflochtener und mit vier Kerzen geschmückter Kranz an der Zimmerdecke aufgehängt, der seinen Platz solange behält, bis der Christbaum zum ersten Male leuchtet. Woher ist uns dieser grüne Lichterkranz gekommen? Der Adventskranz findet sich nirgendwo im landschaftlichen Brauchtum, wenn es darin auch nicht an Zügen fehlt, die mehr oder minder deutlich an ihn erinnern. Er muß als die erste bewußte Schöpfung eines einzelnen angesehen werden. Es ist Johann Heinrich Wichern. Denn wenn überhaupt die dürftigen Spuren in eine bestimmte Richtung weisen, dann auf den Gründer des Rauhen Hauses. Unter den Schriften nämlich, mit denen Wichern in weitesten Kreisen für seine Sache zu werben versuchte, findet sich auch eine Weihnachtserzählung, „Herr Hobelmann“ betitelt, die spätestens in den sechziger Jahren verfaßt sein muß. Hier nun begegnen wir offenbar der Urgestalt des Adventskranzes, dem Adventskronleuchter. Wichern erzählt: „Als der Advent kam, brachte der Schulmeister einen großen Kronleuchter in die Schulstube, worauf soviel Wachslichter steckten, als es in dem Jahre Adventstage gab. Jedesmal beim Beginn der Schule wurde nun ein Adventslied gesungen und aus der Heiligen Schrift eine Verheißung gelesen, die anzeigt, daß der von Gott versprochene Heiland kommen soll. Den ersten Tag wurde eines der Lichter angesteckt, am zweiten ein zweites dazu, am dritten auch ein drittes und so fort, bis der Lichterkranz immer größer ward und glänzender strahlte.“ Am ersten Weihnachtstage prangt dann der Kronleuchter im vollen Glanze bei der Bescherung, die die Schulkinder den Armen bereiten. Es ist offensichtlich, daß es die besondere Aufgabe dieses Schriftchens war, der Idee des Adventskronleuchters Anhänger zu gewinnen, und wenn Wichern sich dabei der Form einer Erzählung bedient und alles Verdienst dem alten Schulmeister zukommen läßt, so entspricht dies durchaus der behutsamen und klugen Art seiner erzieherischen Methode. Kein Zweifel: er selbst hat diesen Kronleuchter erdacht, der, wie die Jahresberichte seiner Anstalt beweisen, bereits in den vierziger, vielleicht schon in den dreißiger Jahren bei den Adventsandachten des Rauhen Hauses leuchtete, genau in der Art, wie es in jener Erzählung beschrieben wird, mit der von Tag zu Tag wachsenden Kerzenzahl. Woher Wichern die Anregung dazu gekommen ist, läßt sich angesichts des ganzen Sachverhalts mit einiger Sicherheit vermuten: Aus kirchlichem Festbrauch.

## Das unwillkommene „V“.

Von A. Böcker-Blankenese.

Als in die geruhsame Familie der vierundzwanzig Buchstaben nach dem einundzwanzigsten das „V“ eingeschoben wurde, hat man sich männiglich gegen diese Neuerung gesträubt. Galt es doch, dieses kleinen Eindringlings wegen allerlei umzulernen. In den Schulen gab es Müh' und Plage für die Herren Magister, den kleinen Kinderschädeln etwas einzuverleiben, was den Eltern bisher unbekannt gewesen und ohne das man bisher auch ganz gut ausgekommen war. Immerhin erkannte man in den großen Städten, wie das „V“ die Schreib- und Lesearbeit bedeutend vereinfachte, wenn man das Umlernen nur eben überwunden hatte. Man führte neue Bücher ein, und damit ging die Sache ganz gut vonstatten. Nicht so in den kleinen Gemeinden. Dort war die Landarbeit wichtiger als die Schule. Für neue Bücher fehlte das Geld. War man bisher satt geworden ohne Neuerungen, so würde man wahrscheinlich auch weiterhin satt werden ohne sie. Dörfer, fernab der großen Wege, blieben ohnehin verschont von unliebsamen Einbrüchen in die Autorität eines Dorfschulzen, dem alles unterstand: der Zuchteber wie das Schulwesen. Der Dorfschneider war zugleich Schulmeister, stammte zumeist aus dem Dorfe selbst, und so kam selten oder nie ein frischer Hauch aus der großen Welt in die kleinen Gemeinden.

So konnte es zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts noch geschehen, daß in einem Dorfe der Schweiz das „V“, dieses winzige kleine „V“, eine wahre Revolution veranlaßte, in der zwei fanatische Parteien arg aneinander gerieten. Ein junger Schneidergeselle, der sich durch Belesenheit auszeichnete, war auf seiner Wanderschaft in dieses Dorf gekommen — Schnitzlikon heißt der Ort, nach dem Schweizer Kirchenhistoriker Rudolf Schwarz. Und hier hatte soeben der Dorfschneider und -Schulmeister das Zeitliche gesegnet; der junge Geselle kam gerade recht, dem Gemeindeoberhaupt den nicht vollendeten Anzug fertig zu stellen. Da seine Belesenheit sich alsbald zeigte, wurde er mit dem freigewordenen Doppelamte betraut. Aber dieser Geselle, Veit Velten mit Namen, kam aus der großen Stadt, allwo man das „V“ seit langem sich zu eigen gemacht hatte. Baß erstaunte der junge Lehrer über die Künste der Schnitzlikoner Kinder. Sie schrieben immer noch Euangelium für Evangelium, Dauid für David . . . Man hatte noch kein „V“, sondern behalf sich mit dem „U“. Es gab natürlich allerlei Kopfzerbrechen, wie man den Buchstaben jeweilig sprechen solle. Die Regel, daß es vor und zwischen Selbstlauten wie F, sonst aber U zu sprechen sei, klappte nicht; warum sagte man „Frefel“ aber „Greuel“? Es war eine schwierige Anlegenheit, und eigentlich hätte man froh sein müssen über das neue „V“.

Bei den Kindern wäre es auch hingegangen, aber die Eltern glaubten sich in ihrer Autorität geschädigt, glaubten, der neue Schulmeister wolle mehr wissen als der Mann, der die Bibel gedruckt. Daß diese Gemeindebibel noch von anno tobak stammte, ließen sie nicht gelten. Die empörten Eltern erklärten dem Veit Velten, der selbst mit zweien dieses ominösen „V“ behangen war, rund heraus, daß er den Ort wieder verlassen müsse, wenn er bei dem neumodischen Kram verbliebe. Die Bibel sei als das älteste Buch auch das rechte, und da sie kein „V“ kenne, gäbe es keins. Vierundzwanzig Buchstaben haben bisher Gottes Wort gebildet, und so sollte es bleiben. Es half nichts, daß Veit Velten ihnen erklärte, ihre Bibel sei alt, die neu gedruckten enthielten längst das „V“; es half nichts, daß ein kleiner Teil der Einwohner sich auf Veltens Seite stellte — — man schalt ihn einen Bibelverächter, einen Irrlehrer und Gottesleugner, und die Allergescheitesten glaubten ihn mit dem Bösen im Bunde. Nachdem sich einzelne Mitglieder der beiden Parteien zunächst weidlich verdroschen hatten, ging es über den armen Schulmeister her. Wenn ihm nicht die anhänglichen Kinder Hilfe geholt hätten, wäre er jämmerlich umgekommen. Und hätte nicht der kluge Pfarrer die kantonale Obrigkeit in Kenntnis gesetzt, die Veit Velten in ein anderes Dorf versetzte, dann hätte Veit Velten vielleicht als ein Opfer des „V“ sein junges Leben lassen müssen.

## Lustige Ecke

**Sanfte Aufforderung.**

„Sieh, Männe, hübsche neue Schuhe habe ich mir gekauft.“

„Sehen ja so weit ganz nett aus, nur die Absätze scheinen mir reichlich hoch. Wer mag diese hohen Absätze bloß erfunden haben?“

„Gewiß eine kleine Frau, die nicht bloß immer auf die Stirn geküßt werden wollte.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.